

Spätlese

Reinhold Stecher



TYROLIA

Reinhold Stecher

Spätlese

Mit Aquarellen des Autors

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck
Umschlaggestaltung und Layout: Tyrolia-Verlag, Innsbruck
Foto am Schutzumschlag: © Eric Lichtenscheidt, Bonn, anlässlich der Verleihung des ökumenischen Predigtpreises 2010
Lithografie: Artlitho, Lavis (I)
Druck und Bindung: Gorenjski Tisk, Kranj
ISBN 978-3-7022-3235-1 (*gedrucktes Buch*)
ISBN 978-3-7022-3236-8 (*E-Book*)
E-Mail: buchverlag@tyrolia.at
Internet: www.tyrolia-verlag.at

Inhalt

Vorwort	7
Das Lied der Lieder	9
Als die Zillertalbahn nach Ramuschewo fuhr	15
Heizmaterial	21
Die Goldene Stadt	29
Ein altes Lied berührt mich noch immer	35
Das Trauma	41
Die stille Reise in das weite Land des Geistes	45
Das Schwindelmanöver	53
Ich bin bei Kindern in die Schule gegangen	59
Kinderzeichnungen	71
Einiges haben mir Jugendliche beigebracht	75
Wienaktion	81
Fenster in die Welt	87
Schatten gibt es immer	93
Die Lawine	99
Balkongedanken	107

Vorwort

Dieses kleine Buch ist eine Spätlese. Ich lasse auf den herbstlichen, stillen Wassern bunte Blätter vorüberziehen, wie sie im Lauf des Lebens von den Bäumen gefallen sind.

Da sind die dunklen, schwarzbraunen der Not und des Elends, bei deren Anblick man froh ist und verwundert, dass man's überlebt hat und dass in allem Frust immer etwas da ist, das größer ist als alle Verhängnisse des Lebens.

Und da sind die vielen, vielen hellen Blätter freundlicher Erinnerungen, die das Leben reich und erfüllt gemacht haben, in völlig unverdienten Begegnungen und Fügungen, und immer wieder flüstern die Wellen der Zeit, die sie tragen, dass alles Gnade ist.

Und da sind manchmal auch die grell-bunten übermütigen Blätter, die Erinnerung an Heiteres und Skurriles, um die man auch so froh sein muss, weil der Humor ein Gruß ans Dasein ist.

Es geht uns allen gleich. Viele Leserinnen und Leser werden Ähnliches, Schwereres und Bedeutsameres als ich erlebt haben. Und in einer stillen Stunde des Daseins oder einer rückblickenden Spätlese kann man doch erfahren, dass das Leben ein Geschenk ist.

Eine der schönsten Dichtungen der Bibel ist das Schir ha-Schirim, das Hohe Lied der Liebe. Ich möchte es für die „Spätlese“ als Ouvertüre wählen.

Das Lied der Lieder

Die markante Spitze des Brandjochs stand im letzten Abendlicht. Ich kannte ihn gut, diesen Eckpfeiler der Nordkette, mit dem weiten Blick über die Stadt und das Tal. Und jetzt war dieser stolze Gipfel in der verglühenden Sonne wie ein steinernes Symbol der Freiheit und der Hoffnung, der einzige Fleck meiner lieben Heimat, den ich sah. Und dieser winzige Ausschnitt grüßte durch die Gitter des winzigen Kerkerfensters des Gestapogefängnisses. Und ich habe an diesem Abend wirklich geglaubt, dass ich das Brandjoch zum letzten Mal sehen durfte. Denn unmittelbar vorher hatte man mir mitgeteilt, dass ich am nächsten Tag für den Transport ins Konzentrationslager Dachau eingeteilt sei. Der Freitag war immer der gefürchtete Tag der Transporte. Da wurde man zu zweit zusammengefesselt, auf den Bahnhof transportiert und dann in einem Viehwaggon verliedert.

Nach dem Krieg hatten ja viele gesagt, sie hätten von den Konzentrationslagern nichts gewusst oder nur verschwommen-harmlose Vorstellungen gehabt. Bei manchen mag das stimmen – ihr Gewissen surfte nur noch auf den Riesenwellen der allgegenwärtigen Propaganda –, aber für eine sehr große Anzahl stimmte das nicht. Sie wussten sehr wohl, dass Menschen auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Man wusste von Zügen mit Juden, die an den allgemeinen Bahnsteigen vorbeigeschleust wurden und deren Fracht in diesen Lagern verschwand. Aber man wollte es andererseits nicht wissen. Es war ja „eine so große Zeit“. Und wenn sich da wer entgegenstellte – nun ja, dann flogen eben Späne. Und so hat man weggesehen und verdrängt und vergessen und am Schluss nichts mehr gewusst.



Sonne über dem Brandjoch

Aber wir haben damals genau gewusst, was das KZ ist. Wir – die Studenten der Theologie in den ersten Semestern und Mitglieder der geheimen Jugendgruppen. Mein Volksschulkatechet Otto Neururer war schon ermordet worden. Und wenn man – selten – einen sah und kannte, der vom KZ zurückkam, dann war er ein verhärmter, abgemagerter Mann und ein großer Schweiger, den man auch nicht fragen durfte. Jede Auskunft hätte für ihn den Tod bedeutet.

Nein, wir hatten keine Illusionen. Wir wussten: Dachau und Buchenwald, das sind Orte des Schreckens. Und jetzt hatte ich dieses Schicksal vor mir, weil man mir vorwarf, ich hätte mich an der Organisation einer Wallfahrt beteiligt.

Und dann wurde ich zum Eingang hinuntergeholt und durfte dort – zum ersten Mal in meiner Einzelhaftzeit – ein paar Worte mit meiner Mutter sprechen. Ich musste ihr die Wahrheit sagen. Sie ist verzweifelt weggegangen.

Und nun war ich wieder in meiner Zelle und starrte zum Brandjoch hinauf, das sich verabschiedete. Auch wenn man sich sagte, man sei schließlich für die gerechte Sache in dieser Lage – ich hatte keine heroisch-erhabenen Gefühle. Viel später habe ich mir die Frage vorgelegt, was nun schwerer sei, das KZ vor Augen zu haben oder die nächste Panzerschlacht. Ich habe beides erlebt. Das Zweite ist leichter. Die Aussicht, von einer Granate zerrissen zu werden, mit der leisen Hoffnung, vielleicht doch durchzukommen, ist viel leichter zu ertragen als die Erwartung, zu Tode gequält zu werden. Es wurde dunkel. Auch über mein kleines Zellenfenster fiel die Nacht.

Auf der Straße drunten, vor dem Polizeigefängnis, standen damals ein paar Bäume. Und als nun aller Verkehr erlosch, tönte auf einmal von der Straße herauf ein Pfeifen, ein sehr ungewöhnliches Pfeifen, denn es ging um eine Melodie, die

damals bei unseren Jugendmessen aufgekommen war und die nicht einmal das Kirchenvolk kannte. Der Gestapo und der SS war diese Musik natürlich völlig fremd, denn ihre liturgische Ausbildung war sicher dürftig. Und so kam nun diese kleine Melodie über die Baumkronen herauf, drang durch das Gitterfenster und berührte mich, während ich mit meinen trüben Gedanken auf der Pritsche hockte. Diesen Refrain hatten wir oft gesungen, meistens bei der heiligen Kommunion. Es war ein Text aus dem Hohen Lied des Alten Testaments, das hebräisch „Schir ha-Schirim“ heißt, „Lied der Lieder“.

Es war die Idee eines Dreizehnjährigen aus der Jugendgruppe, der um unsere Verhaftung wusste und zu Recht vermutete, dass wir – meine zwei Komplizen und ich – da droben hinter den winzigen Fenstern saßen. Der Lauser hat sich unten an einen Baum gelehnt und hat diese Kennmelodie gepfiffen, so wie eben ein Bub mit den Händen im Hosensack manchmal pfeift.

Ich kann nicht ausdrücken, was diese Melodie mit diesem Text damals für mich bedeutete:

„Stark wie der Tod ist die Liebe,
ihr Licht ist wie Leuchten des Feuers,
das können die Wasser nicht löschen
und die Ströme nicht überfluten ...“

Als man am nächsten Morgen den Transport nach Dachau zusammenstellte, wurde ich im letzten Augenblick von der Liste gestrichen. Ich weiß bis heute nicht, warum. Hatte irgendjemand interveniert? Oder wollte man lieber einen Soldaten mehr an der Front? Ich weiß es nicht. Ich kam nicht nach Dachau.

Vierzehn Tage später musste ich einen Revers unterschreiben, dass ich bei der geringsten politischen Beanstandung mit

dem KZ zu rechnen hätte. Dann wurde ich entlassen. Und etwas später kam die Einberufung. Es klingt fast pervers, wenn man sagt, dass eine Mutter froh war, wenn ihre Söhne im Krieg zu den Soldaten kamen. Denn dann waren sie wenigstens dem unmittelbaren Zugriff der Gestapo entzogen. So war die Zeit.

Wenn mir jemand an jenem schlimmen Abend im Gefängnis gesagt hätte: „Du kommst morgen nicht nach Dachau – aber 63 Jahre später wirst du nach Dachau kommen. Und dann wirst du dort, wo die SS ihre gefürchteten Kasernen hatte, als Seelsorger Exerzitien geben ...“ – ich hätte diesem Menschen gesagt: Du bist verrückt!

Aber genauso war es. 63 Jahre später haben mich die Schwestern im Karmel von Dachau eingeladen, Exerzitien zu halten. Sie haben ihr Kloster dort, wo die SS-Kaserne stand, am Nordende des Lagers.

Ich bin also nach Dachau gefahren. Am Abend bin ich hinausgetreten auf das menschenleere, riesige Lagergelände, mit dem Blick über die Barackenfundamente. Es war ein etwas düsterer Abend. Von Westen zogen schwere Regenwolken herein. Ich war ganz allein. Ich habe an die vielen gedacht, die nicht das Glück hatten wie ich. Es war ein noch bedrückenderer Blick als der über einen großen Kriegerfriedhof. Der dunkle Lagerplatz war wie ein stummer Schrei. Und da war die berüchtigte Lagerstraße in der Mitte, auf der die Häftlinge zum Appell wankten. Ich kann so gut nachfühlen, was an Angst, Verzweiflung, Trennungsschmerz und Hoffnungslosigkeit auf diesem Paradeplatz der Unmenschlichkeit zusammenströmte. Ich habe doch so manchen gekannt. Aber es waren ja Hunderttausende. Wie ich mich umdrehe und auf der Lagerstraße Richtung Kloster gehe, sehe ich, dass sie genau

zum Kirchenportal hinweist. Ist es so, wie die Schrift verheißt, dass alle Tragödien und alles Elend der Welt letztlich doch in einer ewigen Liebe landen? Ich glaube es. Alles Leid steht unter dem Gesetz des Vergehens. Es verstummt in der Zeit wie dieser schreckliche, große, leere Platz hinter mir. Wovor hat mich Gott vor 63 Jahren bewahrt! Ich weiß nicht, wie ich es mit meinen 19 Jahren ausgehalten hätte. Ich bin nie ein Held gewesen.

Ich gehe über die Straße des Schreckens in Richtung Kirchenportal. Drinnen führt die Spur der Straße weiter in der Mitte des Gotteshauses und endet beim Tabernakel, beim Allerheiligsten.

Und dort durfte ich dann mit den Schwestern Eucharistie feiern. Und nach der Kommunion sangen sie:

„Stark wie der Tod ist die Liebe,
ihr Licht ist wie Leuchten des Feuers,
das können die Wasser nicht löschen
und die Ströme nicht überfluten ...“

Als die Zillertalbahn nach Ramuschewo fuhr ...

Entspannt und müde sitze ich in einer Fensterecke des Bahnleins, das talauswärts dampft. Die alte Lok ist noch voll im Dienst und noch nicht durch Dieseltriebwagen ersetzt. Wir sind in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Die Bahnidylle des Zillertals hat aber geradezu musealen Charakter. Es pustet und dampft mit ihr die gute alte Zeit auf dem technischen Niveau des 19. Jahrhunderts. Aber der Rumpalexpress stört mich nicht mit seiner bescheidenen Geschwindigkeit und den vielen Haltestellen.

Die Seelsorgsaushilfe in den Kar- und Ostertagen im hintersten Seitental war anstrengend. Und nachdem nun die ganze Last von Beicht- und Predigtendienst abgefallen ist, sitzt es sich wunderbar in dieser Holzbankecke des vorsintflutlichen Waggons. Ich genieße den Blick hinaus ins Tal, durch das ein Hauch von Frühling zieht. Hie und da liegt bereits ein zartes Grün auf den Wiesen – und die Hänge mit den Berghöfen werden aper.

Mir gegenüber sitzt ein deutscher Feriengast, der braun gebrannt den Osterurlaub hinter sich hat. Er hat die „Frankfurter Allgemeine“ beiseitegelegt und schaut auch in die fröhliche Landschaft hinaus. Der Zug hält schon wieder. Auf der einsamen Haltestelle steigt ein einheimischer Fahrgast aus, geht nach vorne und hat mit dem Lokführer ein längeres, freundschaftliches Gespräch, wie es zum familiären Charakter dieses Verkehrsunternehmens passt.

Ich fühle das Bedürfnis, mich für die organisatorische Behäbigkeit und technische Rückständigkeit unseres Bahnwesens zu entschuldigen, und sage zu meinem Gegenüber:

„Es geht halt sehr langsam mit unserer Bahn ...“

Der Herr aber schaut mich ganz vergnügt an und meint lächelnd:

„Mir kann es gar nie langsam genug gehen ...“

Ich bin verwundert ob dieser ungewohnten Gelassenheit eines offenkundig sehr modernen Menschen mit großstädtischem Charakter. Da gibt er mir die Erklärung:

„Ich bin nämlich Testpilot bei Düsenjägern!“

So kommen wir ins Gespräch. Er beginnt zu erzählen, wie er zu diesem etwas ungewöhnlichen Beruf gekommen sei. Er war im Krieg bei der Luftwaffe, bei den Sturzkampffliegern. So habe er eigentlich nichts anderes gelernt, als zu fliegen, hinabzustürzen und wieder hochzujagen. Und so sei er eben dem Steuerknüppel treu geblieben, habe diesen Beruf angenommen und jage jetzt mit Schallgeschwindigkeit durch die Lüfte ...

„Sie wissen ja“, meint er, „Sturzkampfflieger war keine schöne Sache.“

Ja, ich weiß. Ich habe die heulenden Sirenen und herunterjagenden Bomben heute noch im Ohr – und die gewaltigen Explosionen im gefrorenen Boden.

„Ich war“, plaudert er weiter, „in Nordrussland eingesetzt, in der Winterschlacht 41/42, bei der wahnsinnigen Kälte, rund um den Kessel von Demjansk!“

„Kennen Sie Ramuschewo?“, frage ich ihn in einem plötzlichen Einfall. Er streicht sich über die Stirn und schaut erstaunt auf: „Natürlich, Ramuschewo, so hieß doch das kleine Nest in den Wäldern östlich des Flusses Lowat, wo der Brennpunkt

der Kämpfe war. Da mussten wir höllisch aufpassen, dass wir nicht die eigenen Linien trafen, und immer darauf achten, wo die orangen Rauchsignale der vordersten Kampffront aufstiegen ...“

„Ja“, habe ich gesagt, „und ich war bei denen, die die Rauchsignale losgelassen haben, wenn Sie mit den Sturzkampfbombern eingekreist sind!“

Es war ein merkwürdiges Rendezvous in diesem dahinzuckelnden Züglein, das sozusagen die harmloseste Entwicklung der Technik repräsentierte, während bei uns beiden die Erinnerung an ihre todbringendste und vernichtendste Form aufstieg. Damals war auch gerade Karwoche und Ostern, aber im eisigen Griff des russischen Winters. Ramuschewo – das von den Bewohnern fluchtartig verlassene Dorf in den Wäldern, in denen der Tod mit Perfektion wütete, mit einer entsprechenden Ernte auf beiden Seiten.

Und da saßen wir nun, in einem friedlichen Zugabteil, und hatten doch beide dem Wahnsinn gedient, er in der Luft und ich auf dem Boden.

Über das sonnige Zillertal kroch ein Schatten ...

Ramuschewo, Ramuschewo, Ramuschewo – auf einmal stampft die kleine, asthmatische Lokomotive da vorn den Rhythmus dieses Wortes wie bei einem Kinderlied beim Eisenbahnspiel. Aber es weckt keinen Gedanken an Kinderspiele, sondern an vermummte, in Fetzen gewickelte Kinder, die von einem Toten zum anderen durch den tiefen Schnee stapfen, um etwas zum Essen zu suchen. Frontsoldaten hatten eine eiserne Ration bei sich.

Auch mein Gegenüber, der Sturzkampfbomberpilot, ist still geworden und schaut so versonnen aus dem Fenster, als sähe er die grünenden Wiesen und die freundlichen



Die alte Zillertalbahn

Dörfer des Zillertals nicht mehr. Geht es ihm ähnlich wie mir?

Ramuschewo, Ramuschewo – unsere niedliche Lok ahnt nichts davon, dass sie mit diesem Rhythmus die Erinnerung an ferne, dumpfe Totentrommeln weckt. Sie kann nichts dafür. Sie pustet ihre kleinen, lustigen Wolken aus, aber mir fällt die Erinnerung wie ein schwerer Schatten aufs Gemüt. Und man kann diese tief hängenden, schwarzen Wolken nicht einfach wegfächeln und verscheuchen ... Man muss die Schattenspiele der eigenen Lebensgeschichte aushalten und hoffen, dass dann wieder ein sanfteres Licht das Dunkel bannt.

Ramuschewo, Ramuschewo, nein, da ist kein tröstliches Bild dabei, nur apokalyptischer Schrecken. Hoffentlich haben wenigstens die armen geflüchteten Bewohner in den Tiefen der Wälder überlebt ...

Auf einmal ertönt ein fröhlicher Pfiff. Der Zug hat das Inntal erreicht. Er rumpelt über die Innbrücke und biegt nach Jenbach ein. Das Tal liegt im Glanz der Ostersonne. Der Pfiff hat uns sozusagen energisch daran erinnert, dass uns das Leben wieder hat.

Wir steigen aus, wechseln von der Schmalspurbahn hinüber auf den Bahnsteig und verabschieden uns. Mein Reisegefährte nimmt den Schnellzug nach München und dann weiter zu seinen Düsenjägern. Ich beneide ihn nicht um sein Reiseziel und seinen Job. Mein Schnellzug geht in die entgegengesetzte Richtung nach Innsbruck. Dort wartet meine Schule auf mich mit den vielen jungen Menschen. Und ich bin voller Hoffnung, dass ihnen Erfahrungen wie Ramuschewo erspart bleiben.

Drüben auf dem Schmalspurgleis steht die Spielzeuglok und verschnauft sich. Auf einmal ist mir das altmodische Ve-

hikel sympathischer als alles moderne Wunderwerk, als Jets und Traumschiffe, Reaktoren und Satelliten, Radar und Raketen und alle Schallmauern durchbrechenden, den Erdball umkreisenden, alles erspähenden Weltraumstationen.

Nein, die kleine Bahn fährt sicher nie nach Ramuschewo – beim anderen Teufelszeug kann man das nie wissen. Aber sie wird immer durch friedliche Dörfer bummeln, sehr oft halten, Verspätungen einsammeln, eine Rauchfahne in die Landschaft setzen und hie und da mit einem Pfiff daran erinnern, wie schön das Leben sein kann.